

14]

## Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

„Wie hängt das zusammen, Per?“ fragte der Bauer un-schuldig.

„Das ist nach dem Tarif,“ antwortete Per.

„So. Nach dem Tarif?“

„Ja.“ Per antwortete in einem Ton, als sei der Tarif eine heimliche Macht, der weder er noch der Hoibybauer zu widerstehen vermöchten.

„Was ist denn das eigentlich für ein Tarif, wenn ich fragen dürfte?“

Wenn der Hoibykönig höflich war, dann zog sich bei ihm stets ein Gewitter zusammen.

„Das ist der Tarif unseres Vereins.“

„Was für ein Verein?“

„Der Verein der Landarbeiter der Gemeinde Hoiby!“

„So — den Du gegründet hast?“

„Natürlich.“

Keiner von beiden braucht ein Wort mehr als absolut notwendig ist.

„Du findest also nicht, daß Euer Tagelohn schon hoch genug ist?“

„Nein!“

„Ihr wollt also den Preis bestimmen, und dann haben wir nichts weiter zu tun, als zu bezahlen!“

„Ja!“

„Nun, Du bist ein fixer Bursche, Per!“

Die Haut in dem ausdrucksvollen, bartlosen Antlitz des Hoibykönigs scheint straffer zu werden.

Pers Antworten klingen so, als müßte er alle Kraft zusammennehmen, um dagegen anzugehen.

Pause.

„Der Kaufmann bestimmt den Preis sowohl für das, was wir Bauern verkaufen, wie für das, was wir einkaufen sollen. Soll nun der Arbeiter auch selbst seinen Tagelohn bestimmen, dann scheint mir, haben wir ein Recht, halt! zu sagen!“ — er steht heftig auf — „das Recht, buchstäblich gesprochen nach den Gesetzen des Rechts und der Billigkeit!“

„Es ist begreiflich, daß ein Bauer und ein Landarbeiter diese Sache mit verschiedenen Augen ansehen.“

„Es wäre besser, Du wärest nicht naseweis. Das steht niemandem gut, namentlich Euch Kleinen Deuten nicht.“

Per erhebt sich ebenfalls.

„Du bist ein unerfahrener Mann, Niels Rask; Du erbtest einen Hof von Deinem Vater und hast nichts versucht.“

„Meine Erfahrung als christlicher Mann hat mir einen Einblick ins Leben gegeben, den Du nicht bekommen kannst, und wenn Du hundert Jahre in dieser Welt lebst. — Sünde und Gnade, Per, das ist das Leben. Aber Du verstehst es nicht, Per!“

„Wenn es Gott ist, der arm macht und reich macht, warum gab er Dir einen guten Hof und mir Armut und Elend — kannst Du mir darauf antworten?“

Der Bauer schweigt.

„Ich frage Dich, kannst Du mir darauf antworten, Niels Rask?“

Der Hoibykönig macht eine kleine Pause, als überlege er etwas, dann sagt er in einem anderen freundlichen und eindringlichen Tone:

„Per!“

Per stutzt. Er hört nämlich, daß jetzt das Herz des Mannes spricht. Und er fühlt, daß er ihm jetzt wohl will.

„Hör einmal, Per, Du bist ein forschender Arbeiter und ein tüchtiger Mann. Hier auf dem Hoibyhofe kannst Du Dein Lebenlang arbeiten. Du kannst hier Deinen Unterhalt für Dich und für Deine Familie verdienen — auf jeden Fall wirst Du niemals hungern —“

Per bedenkt sich einen Augenblick; es liegt etwas Ber-todendes in diesen Worten. Aber nach einer Weile begreift er, daß er dann sein Lebenlang Sklave auf dem Hoibyhofe sein wird.

Und wie um sich mit Gewalt loszureißen, antwortet er ganz unnötig barsch und schroff:

„Ich will nichts von Deiner Gnade und ich bin genau ein so freier Mann wie Du, Niels Rask!“

Die Bäuerin ist im Zimmer und hört zu. Jeden Augen-blick sieht sie zu ihrem Mann hinüber. Sie wundert sich darüber, daß er sich all das gefallen läßt, was dieser Moor-mann zu ihm sagt.

Und ihr Mann, der dort am Tischende sitzt, erscheint ihr obendrein direkt demütig. . . . Aber dazu verleiht ihm sicher auch nur Gott allein die Kraft.

Der Hoibykönig will heute nicht böse werden, wenn anders es sich machen läßt. Er fragt:

„Willst Du diesen abscheulichen Verein fallen lassen?“

„Weshalb ist er so abscheulich?“

„Weil er uns Bauern zwingen will! Es ist etwas Böses darin! — — — Ich frage Dich im guten, willst Du ihn fallen lassen?“

„Niemals!“

Pers Blick entzündet sich von innen heraus und die Strahlen legen sich wie ein heller Schein über seine Züge.

„Dies hier ist nicht meine Angelegenheit allein. Was hier aufeinanderprallt, ist mehr als ich und Du, Niels Rask. Es ist die Gerechtigkeit auf Erden.“

Bei diesen Worten nimmt Pers Haupt eine hübsche Hal-tung an, die ihn sehr gut kleidet.

Der Hoibykönig steht auf. Er ist blaß und hat die Rippen aufeinander gepreßt.

„Ja, dieses hier bedeutet Unfrieden und böses Blut, Ver-bitterung und Vernichtung für die Hoibyer Gemeinde —“

Er hält einen Augenblick inne. Es ist, als sähe er den Umsturz gleich einem Strome sich Bahn brechen.

Er hebt die Brust, als biete er sie dem Feinde dar, und fährt mit großer persönlicher Wucht fort:

„Aber ich muß das alles zum Stillstand bringen — ich muß. — Die Leute erwarten das auch — und das mit Recht. Ich muß!“

Sein Wesen drückt vollkommene Ueberzeugung aus.

Eine kurze Weile herrscht Stille.

Da erhebt Per seine Stimme:

„Darf ich Dir etwas sagen, Niels Rask. Du wohnst hier als König der Gemeinde auf Hoiby und ich wohne wie ein armer Lump in einem elenden Moorhüttchen. Aber in dieser Angelegenheit bin ich stärker als Du, und was ich nicht er-reiche, werden meine Söhne durchführen.“

Niels Rask antwortet nichts.

Aber die Bäuerin bemerkt, daß es schwer sein muß, solch einen widerborstigen Sinn zu haben wie Per. Und sie möchte wünschen, daß Gottes Gnade ihn trafe.

Da wird Per bitter und sagt:

„Ach, Ihr mit Eurer Religion! — Glaubst Du nicht, Niels Rask, daß Gott Dir Kraft geben würde, einem Arbeiter 25 Dere mehr täglich zu geben — Humba!“

Per ließ seine Faust kräftig auf den Tisch des Hoiby-königs fallen.

Die Bäuerin jammerte:

„Ach, du lieber Himmel! Welch ein Mensch!“

Aber Niels Rask' Rippen wurden ganz blaß und er zitterte, als er sagte:

„Ach, Du armer Bursche! Du wirst bald anderes zu be-denken haben! Und die Menschen, die Du verleitet hast! Ihr tut mir beinahe leid, Ihr armen elenden Stümper. . . .“

Und dann mit großem Nachdruck: „Denn nun ist Euer Urteil gesprochen!“

„Jetzt bist Du unglücklich, bester Mann,“ sagt die Bäuerin.

Per lächelt trozig.

„Hier ist Dein Geld! — Von heute ab brauchst Du nicht mehr nach dem Hoibyhofe zu kommen!“

„Ich danke!“ sagt Per. „Du bist ein liebevoller und christlich gesinnter Mann, Niels Rask!“

Über der Hoibykönig erhebt sich in seiner ganzen Stärke. „Es gibt kein anderes Mittel! Wer nicht will, dem muß der Nacken gebeugt werden!“

Und als habe sich in ihm etwas Losgelöst, das Menschen-hand nicht mehr zu halten vermöchte, saß er in leidenschaft-sich erregtem Ton:

„Ich kann Dich nicht retten! Ich sperre Dir die Gemeinde! — Geh, Mann!“

12.

Der Hott saß auf einem Stuhl, stützte die Ellenbogen auf die Knie und sah auf seine dunkle feuchte Lehndiele herab.

So hatte er schon lange geessen und gegrübelt. . . .

Eine Zeitlang hatte er keine Arbeit gehabt. Er hatte es an mehreren Stellen bei den Hoiby-Bauern versucht, aber sie hätten keine Verwendung für ihn, und es ward ihm in einer Weise gesagt, daß er wohl verstand, eine stärkere Sand stecke dahinter.

Seine finsternen grüblerischen Gedanken bedrückten auch die anderen da drinnen. Sophie und die ältesten Kinder wußten nämlich gut, woran er unentwegt dachte.

Es herrschte diese unheimliche Stille, die man zur Winterszeit oft im Zimmer eines armen Mannes findet.

Schließlich ließ Sophie ein Wort darüber fallen, auf welche Weise sie wohl den Winter durchkommen sollten.

Er schien es nicht zu hören. Es weckte ihn nicht aus seinen Grübeleien.

Nach einer Weile fragte sie:

„Was sagte der Kaufmann?“

„Er war nicht sonderlich höflich,“ antwortete Per finster. Bald darauf erhob er sich und sagte plötzlich mit freundlichem Ton:

„Ich glaube, ich will einmal auf den Hoibyer See hinaus gehen, vielleicht könnte ich einen Fisch fangen!“

Schon durch diese wenigen Worte erblickten sich aller Gesichter. So leicht wird in des armen Mannes Brust die Hoffnung geweckt. (Fortf. folgt.)

### 4) Der letzte Zentaur.

Von Paul Hefse.

(Schluß.)

Sie besahen nun den Fremdling sorgfältig von allen Seiten. Der Jude Anselm Freudenberg, der mit Pferden handelte, erklärte laut, daß um tausend Louisd'ors ein solcher Hengst halb geschenkt wäre, stünde nur nicht das unnatürliche Vorderbein im Wege. Denn trotz der großen Fortschritte beim Militär habe man noch nirgends Kavalleriepferde eingeführt, denen ihre Reiter angewachsen wären. Eine vorwichtige Dirne wagte das Wunderthier zu berühren und das sammetweiche Fell am Bug zu streicheln. Das ermutigte den Schmied das Dorfes, behutsam den linken Hinterfuß aufzuheben, was der Centaur, der eben das siebente Seibel an die Lippen setzte, in aller Gutmütigkeit geschehen ließ. Es fiel ungemein auf, daß die starken, lichtbraunen Hufe keine Spur irgendeines Beschlages zeigten, und da auch sonst so vieles ganz anders war, als bei anderen Reitpferden, erhob sich die Frage, welcher Rasse er angehöre. Endlich, nachdem man lange gestritten, tat der Schulmeister den Ausspruch, da alle übrigen Kennzeichen fehlten, werde es wohl die kaukasische Rasse sein, wogegen selbst der Jude Freudenberg nichts einzuwenden wußte.

Während aber so die öffentliche Meinung sich eben mit dem Heidenräudel auszuöhnen schien und er wenigstens, was man einen Achtungserfolg nennt, davontrug, war eine bössartige Verschwörung gegen den arlosen Fremdling im Gange. An der Spitze stand natürlich die hochwürdige Geistlichkeit, die es für das Seelenheil ihrer Pfarrkinder sehr nachtheilig fand, sich mit einem gewiß ungetauften, völlig nackten und wahrscheinlich sehr unsittlichen Tiermenschen näher einzulassen. Ebenso aufgebracht, wenn auch aus anderen Gründen, äußerte sich der Italiener, der Besitzer des ausgestopften Kalbes mit zwei Köpfen und fünf Beinen. Seit der Fremde erschienen war, hatte er mit seiner Mißgeburt schlechte Geschäfte gemacht. Den Hofmenschen sah man gratis, er war lebendig und trant und schwatzte, und wer wußte, ob er sich nicht noch bewegen ließ, einige Kunstreiterstücken zum Besten zu geben, wozu das Kalb durchaus keine Miene machte. Das konnte der Italiener nicht so ruhig mit ansehen. Es sei ein Unterschied, setzte er dem Pfarrer auseinander, zwischen einem zünftigen, von der Polizei approbierten Naturspiel und einer ganz unwahrscheinlichen, nie dagewesenen Mißgeburt, die ohne Paß und Gewerbeschein das Land umficher mache und ehrlichen fünfbeinigen Kälbern das Brot vom Maule wegziehe. Wenn das erst Sitte würde, daß solche Mondkälber sich ohne Entree sehen ließen, so wäre es ja gar nicht mehr der Mühe wert, mit einem Kopf zu wenig oder ein paar Gliedmaßen zuviel auf die Welt zu kommen.

Der Sibigte aber war der Dorfschneider, der Bräutigam der schönen Nanni.

Er hatte sich zwar, als das Ungetüm herontrabte, Hals über Kopf von der Laube ins Haus geflüchtet und seinen Schatz, der sich nicht fürchtete, im Stich gelassen. Aber durchs Fenster sah er desto grimziger mit an, wie vertraulich das Bligmädel mit dem hohen Herrn schäkerte, seine Noten annahm und ihn wohlgefällig be-

trachtete, während er sich ihren Wein schmecken ließ. Was von dem Fremden über die Brustwehr hervorragte, war wohl dazu angetan, den etwas schief gedrehten kleinen Schneider im Hinblick auf seine eigene dürftige Person eiferüchtig zu machen. Zudem hatte ihn die Nanni, als er ihr das Unanständige ihres Betragens vorwarf, schnippisch genug abgefertigt und erwidert: sie verbitte sich, daß er den Fremden einen unverschämten Kerl, eine nackte Bestie, eine Satansmähre schimpfe. Er sei manierlicher und anständiger als manche Menschen, von denen dreizehn aufs Duzend gingen, und andere könnten froh sein, wenn sie sich weniger zu schämen brauchten, sich nackt zu zeigen. — Das stieß dem Paß den Loden aus. Zwar dem Mädels gegenüber hüllte sich der Beleidigte in ein naserrümpfendes Stillschweigen, ließ aber sein Mundwerk desto zügelloser laufen gegenüber dem Herrn Pfarrer, dem er seine Not klagte: die neue Mode, die der Unbekannte eingeführt, müsse das ganze Schneiderhandwerk ruinieren und überdies alle Begriffe von Anstand und guter Sitte über den Haufen werfen.

Von diesen Skabalen wußten wir natürlich nichts, sondern ließen uns durch die wachsende Vertraulichkeit der übrigen Kirchweihgäste immer mehr in die fröhlichste Feststimmung einwiegen. Der reichlich geöffnete Wein tat das übrige, und so wenig meinem neuen Duzbruder das Volk um uns her in den hohen Hüten und Hauben, mit schwerfälligen Stiefeln, kurzen Jacken und vielfältigen Röden gefiel, war doch wohlgesittet genug, sich nicht merken zu lassen und keinen zurückzuweisen, der ihm das volle Glas hinaufreichte. Nachgerade aber stieg ihm der Spul zu Kopfe, seine Augen gingen an zu glänzen, er ließ einige Naturlaute hören, die zwischen dem landüblichen Jubelschreien und gewöhnlichem Pferdegewieher die Mitte hielten, und als jetzt die Musikanten, die lange pausiert hatten, frisch zu einem Schleifer einsetzten, langte unser Freund, ohne ein Wort zu sagen, mit beiden Armen über die Brustung, umfaßte die schöne Nanni und setzte sie mit einem leichten Schwung sich auf den Rücken, indem er sie durch Zeichen anwies, sich in seiner wallenden Mähne festzuhalten. Dann begann er nach dem Takte der Musik sehr zierlich sich in Bewegung zu setzen und in dem engen Raume zwischen Tischen und Bänken in den gewandtesten Courbetten seine Kunst zu zeigen, während die muntere Dirne, ihre Arme fest um seinen Menschenleib geschlungen, dann und wann mit der Fesse ihres kleinen Schubes ihm in die Seite stieß, um ihn zu einem rascheren Tempo anzufeuern.

Das Schauspiel sah sich so allerliebzt mit an, daß alle anderen Tänzer mit ihren Dirnen herauskamen und sich, um zuzuschauen, in einem dichten Kreis um das Paar herumschickten. Ich ärgerte mich nur, daß ich mein Skizzenbuch vergessen hatte und nirgends einen Fehlen Papier aufreiben konnte. So mußte ich mich begnügen, mit den Augen zu studieren, und wahrhaftig, ich konnte mich nicht satt sehen an den hundert wechselnden Wendungen und Gruppierungen, wie sie der immer übermütiger und wilder herumwirbelnde Tanz an mir vorübergaufeln ließ.

Als es aber etwa eine Viertelstunde gedauert hatte, nahm die Herrlichkeit plötzlich ein Ende mit Schreden. Zufällig sah ich einmal über den Hof hinaus ins Tal hinunter und bemerkte eine bedenkliche Kavallade, die sich auf der Straße vom Tal herauf dem Dorf näherte; ein halb Duzend reitender Landgendarmen und mitten unter ihnen, mit eifrigen Geberden nach der Schenke hinausdeutend, zwei Zivilisten auf kleinen Bauernkloppern, in denen ich, als sie näher kamen, die beiden verbiessenen Skabalenmacher, den Italiener und den Dorfschneider erkannte. Ich rief meinem Freunde und Duzbruder in meinem besten Griechisch zu, er möge auf der Hut sein; es sei auf ihn abgesehen. Man wolle sich, wie es scheint, tot oder lebendig seiner Person bemächtigen und die ganze Sache der Pflüster an seiner Simonsmähne auslassen. Aber es war umsonst. Sei es, daß die Musik meine Warnung überhäubte, oder daß der Rausch des hochantischen Tanzes den Treiflichen gegen jede Anwandlung von Furcht gefeit hatte, genug, er hielt erst einen Augenblick inne, als die bewaffnete Macht — die Denunzianten blieben weißlich im Hintertreffen — am Postor erschien, das dichtgedrängte Publikum erschrocken zurückwich und nun der Anführer der Schergenbände, ein schnurbärtiger Korporal mit didem Bauch, im allergrößten Ton die Aufforderung an ihn ergehen ließ: auf der Stelle seinen Paß oder sein Wanderbuch vorzuweisen, widrigenfalls er nach der Frontseite unten im Städtchen gebracht und gründlich visitiert werden würde.

Der gute Burck verstand natürlich keine Silbe, konnte auch den feindseligen Sinn der Worte nicht ahnen, da er aus seiner heroischen Welt andere Begriffe von Gaisfreundschaft mitgebracht hatte. Also sah er sich mit einem drohigen Ausdruck von Ratlosigkeit nach mir um, und erst, als ich ihm erklärt hatte, daß diese breitmäuligen Herren Jäger seien und er das Wild, und daß man im Sinne habe, ihn in einen Stall zu sperren, wo er bei schmaltem Futter über die Wohlthat der Gehege und die Fortschritte der Kultur nachdenken könne, ging ein verächtliches Lächeln über sein ehrliches Gesicht. Er antwortete nur mit einem Achselzucken, setzte sich dann, als beachte er diesen Zwischenfall nicht im geringsten, langsam wieder in Galopp, wobei er die Hände des Mädchens, die sich vor seiner Brust verstrickten, sanft an sich drückte, und so, immer rascher und rascher im engen Kreise herumsprenghend, erschaf er plötzlich die Gelegenheit, nahm einen festen Anlauf und setzte mit einem prachtvollen Sprung — ungelogen wohl zwölf Schuh hoch und zwanzig weit — über die Köpfe der Bauern weg, daß nur den

Lehnen, die draußen standen, die Hüte von den Schädeln flogen. Und während die Weiber laut aufschrien, die Gendarmen fluchten und mit gezogenem Seitengewehr ihm nachsetzten, auch ein paar unschädliche Pistolenkugeln ihm nachhallten, sprengte er über Wiesen und Felder bergan, das entführte Mädchen sicher auf seinem Rücken haltend, wie ein Löwe, der ein Lamm aus einer Schafhürde geraubt hat und es unter dem Schreien und Drohen der nachjagenden Dirnen in seine Höhle trägt.

Als er oben angekommen war, lag eine tiefe Schlucht den Abhang durchschneidend, hielt er still und wandte sich zu seinen Verfolgern um, die noch tief unter ihm in ohnmächtiger Wut die Steile hinaufkletterten. Ich konnte sein Gesicht, selbst durch mein kleines Fernrohr, nicht mehr deutlich erkennen, sah aber, daß er sich zu dem Mädchen zurückwandte und nun, wahrscheinlich von ihrer Angst und ihrem kläglichen Flehen gerührt, ihre Hände losließ, so daß sie saft von seinem Rücken auf die Wiese niedergleiten konnte. Ihre Lage war allerdings nicht die angenehmste. So sehr ihr die ritterliche Guldbigung des Fremden geschmeichelt hatte, und eine so krautige Figur ihr Schach neben ihm spielte, — eine solide Versorgung konnte sie von diesem reitenden Ausländer nicht erwarten. Als sie daher merkte, daß aus dem Spah Ernst werden sollte, behielt ihre praktische Natur die Oberhand, und sie wehrte sich entschlossen gegen alle Entführungsgelüste. Wie eine gejagte Gemse vor dem Treiber, sprang sie von Stein zu Stein den Abhang hinunter ihrem Schneider wieder in die Arme.

Der Centaur sah ihr eine Weile nach, und meine Phantasie malte sich deutlich den Ausdruck eines göttlichen Hohnes aus, der durch seine Miene blühte und dann einer erhabenen Schwermut wich. Als die wilde Jagd mit Toben und Kreischen ihm auf die Weite eines Steinwurfs nahe gekommen war, winkte er noch einmal mit der Hand hinunter — einen Gruß, den ich mir wohl allein aneignen durfte —, schwenkte dann gelassen, mit einer fast herausfordernden Wendung seines Hinterteils, nach rechts ab und verschwand unserer nachstarenden Widen in der pfadlosen Kluft, um nie wieder aufzutreten.

Wir hatten alle andächtig zugehört, nur Rahl schien zu schlafen, wenigstens blinzelte seine geschloffenen Satiraugen verdächtig in den Mondschein. Als der Erzähler jetzt schwieg, tat er einen tiefen Seufzer und erhob sich vom Sitz, an der Wand herumtastend, wie um seinen Hut vom Haken zu nehmen.

„Donner und Doria! wollt Ihr schon aufbrechen? sagte Genelli. Sol die Pest alle feigen Schlafmühen! Wir sind eben im besten Zuge — die Geschichte hat mir die Zunge ausgebörret — noch einen Spitz, Herr Schimon! Auf die Gesundheit aller Auserwählten, die Centauren mit einbegreifen. Sie haben zwar keine bleibende Stätte in diesem miserablen neunzehnten Jahrhundert und müssen sich wieder hinausmaßregeln lassen. Aber sagt selbst: wenn man zu wählen hätte zwischen dem Schneider, der das Glück hat und die Braut heimführt, und jenem armen Burtschen — ich wenigstens, so lange noch ein roter Tropfen — aber *corpo di Bacco!* Schimon, wo bleibt mein Carlowiser?

Der Wirt näherte sich mit ehrerbietiger, geheimnisvoller Miene. Sie wissen, Herr Genelli, raunte er ihm zu, wenn es auf mich anlämmt — aber beim besten Willen — die Instruktionen sind erst neulich verschärft worden, und ich habe einen Wischer bekommen, weil ich hier oben noch eine halbe Minute nach Eins —“

„Ah so,“ murmelte der alte Meister und stand unwillig auf. „Immer die ewigen Scherereien. Die Nacht ist ja noch lang genug, und ob wir's hier oben einmal mit der Polizeistunde nicht so genau nehmen, wem schadet's? Aber man ist ein armer Tropf, und der selige Achilles hat recht:

Lieber ein Tagelöhner im Licht, als König der Schatten!  
Geben Sie mir die Hand, Schütz. Es ist hier so verwünscht dunkel, oder sollte mir die Geschichte zu Kopf gestiegen sein? Wo ist der kleine Karl, was heimzuleuchten? Felice notte! (Gute Nacht!)

Damit ging er leicht auf den Arm des lagersen Freundes gelehnt voran, ganz mit seinem alten rüstigen Schritt und aufrechter Haltung, aber barhaupt, und so folgten ihm die anderen. Der kleine Karl schwanke, ein Kellersämpchen hoch über seinem Kopf haltend, voran, Schimon war der Letzte und wartete an der Tür auf mich, als wolle er hinter mir abschließen. Er tat es aber nicht, sprach auch kein Wort zu mir, sondern sah mich nur mit einem wehmütigen Zwinkern seiner kleinen schwarzen Augen an, als wolle er sagen: wir haben bessere Zeiten erlebt! — Während wir durch den langen düsteren Hausgang schritten, fiel es mir auf, daß ich keinen Fußtritt hörte. Und dann wollte auch der Gang kein Ende nehmen, so hastig wir hindurchgingen. Ich sah noch deutlich über die Scheitel der anderen weg Genellis graues Haupt durch das Zwielicht ragen, von dem Sämpchen rot angeleuchten. Es fiel mir aufs Herz, daß ich ihm noch so viel zu sagen hatte, vor allem ihn fragen wollte, wann er hier wieder zu treffen sei. Ich spudete mich, ihm nachzukommen, und in der Tat trennten mich von ihm nur wenige Schritte. Aber je rascher ich ging, desto unerreichbarer blieb er mir. Endlich trat mir der kalte Schweiß auf die Stirn, der Atem stockte mir, ich fühlte meine Füße wie von Bleigewichten an den Boden gezerrt. — Nur ein paar Augenblicke will ich hier ausruhen, Herr Schimon! sagte ich und sank auf eins der Pfüße, die an der

Wand standen. — Sagen Sie es den Herren — sie sollen draußen auf mich warten!

Es kam keine Antwort. Statt dessen fuhr ein scharfer Luftzug durch die offene Tür, verlöschte die Lampe des kleinen Karl und wehte mir in das heiße Gesicht. In demselben Augenblick drönte es Eins vom Frauenturm, und ich hörte eine Stimme neben mir:

Das Haus wird geschlossen. Ich muß schon bitten, Herr, daß Sie sich eine andere Schlafstelle suchen.

Erschaut sah ich auf und startete einem ganz unbekanntem, vier-schrötigen Hausknecht ins Gesicht.

Verzeiht, guter Freund, stammelte ich, ich habe mich hier nur einen Augenblick — die Herren sind ja auch eben erst gegangen.

Ja so, sagte er, Sie gehören zu der geschlossenen Gesellschaft, die hier einmal in der Woche Tarot spielt. Wenn ich Sie etwa nach Hause bringen soll —

Ich erhob mich rasch und trat auf die Straße hinaus. Meine Stirn war kühl geworden, das Herz desto wärmer, und wie ich gegen den Mondhimmel sah, an dem leichtes Gewölk in phantastischen Streifen hingog, summt ich leise die Worte:

Volkenzug und Nebelflor  
Erhellen sich von oben;  
Luft im Laub und Wind im Rohr —  
Und alles ist zerfloben.

## Visite beim Ameisenbär.

Von Alwin Rath.

Durch eine grüne Tür geht's hinein. Ein Minimax-Feuerlöschapparat ist darauf abgebildet. Man hat diese Tür noch nicht halb geöffnet, da bleibt man, wie von einem Feuerlöschapparat auf die Nase getroffen, stehen: Was für ein Duft! Was für ein Parfüm! Welches Gewürz! Welches Aroma! — — — Nut! — sage ich mir — und mache die Tür möglichst weit und eine unziemlich lange Weile auf. Meine Nüstern schwellen sonst, wenn sie einmal länderische Düfte von irgendwo in unserer gewürzlosen Steinöde zugetragen bekommen. Aber dies Donnerwetterparfüm, das mir beim Betreten des Apartements dieses aparten Amerikaners fast die Brille beschlägt, das ist mir doch etwas zu ausländisch, zu exotisch — exotisch in negativem Sinne.

Allerdings: diese Nase — sagt man sich unwillkürlich mit innerlichem schweigendem Respekt beim ersten Anblick: Nase und Schwanz das ganze Wesen! Eine Nase wie ein ausgezogenes Fernrohr — und ein Schwanz! — wie eine traumhaft schöne Pleureuse seligen Angedenkens! Eine Pleureuse, wie sie nur Vilbao, das Nielsenfräulein aus dem Panoptikum, an den Hut stecken dürfte, wenn nicht die halbe Arbeit der Straßenreiniger umsonst getan werden soll.

Man sieht, bis zu welcher Länge sich jede Nase entwickeln läßt, wenn man die Nase immer in fremde Dinge hineinsteckt. Bei diesem monströsen Wesen sind die fremden Dinge möglichst große, möglichst bevölkerte, von einem schwirrenden Gekribel belebte Ameisenhaufen. Wenn für uns Menschen alle fremden Dinge so geartet wären, würden wir uns in vielen Dingen viel besser vertragen. Jedenfalls steden wir unsere Nase nicht ungenötigt in einen schwirrenden Ameisenhaufen. Aber für diesen Sonderling unter den Viren ist es das seligste Vergnügen, wenn ihm ein ganzer tollgewordener Ameisenstaat über die lange Nasenröhre galoppiert, wo dann die noch längere Junge summarisch unter den flüchtigen Bürgern dieses Bankrott machenden Staates ausräumt. Am aber gleich mitten in die Reichshauptstadt eines solchen, unter einer Waldeise oder einer mächtigen Tanne etablierten Staatsgebildes zu dringen und es im Nu zur Uebergabe zu zwingen, hat der Vire einen Stoß Krallen an den Borderbranken, bei deren Anblick einem geradezu schaudert. Das so mühsam aufgebaute Kunstwerk dieses vieleatigen Staatsgebäudes fliegt in großen Fetzen, sozusagen immer in ganzen Provinzen durch die Luft, und in wenigen Minuten ist das Werk von Jahren, das Werk von Hunderttausenden von fleißigen, für das Gemeinwohl aller Staatsangehörigen besorgten Ameisen dem Erdboden gleich gemacht. Diese Krallen, glaube ich, könnten der Erde das Eingeweide aus dem Leibe reißen, wenn sie mehr Ehrgeiz hätten und nicht nur auf schwache, kläglich schwache Ameisenliputaner losfahren.

Vom philosophischen Standpunkt aus würde ich diesen Trottel zur Schule der Peripatetiker rechnen — er trottel unermüdet umher, und verhält sich allen Fragen gegenüber, die ich an ihn stelle, vollkommen schweigend. Nur einmal richtet er seine Nasenröhre in die Gegend hinein, wo ich stehe, als solle es jetzt eine zusammenfassende Antwort werden. Aber er stellt nur an meine linke Paletotafel die stumme Frage, ob nicht eine schöne Lüte Ameiseneier für ihn darin sei.

Nachmittags zum Diner gibt es eine dreietagige Mahlzeit für diesen Einzigartigen: obenauf in der dritten Etage eine reichliche Portion Ameiseneier — die hier ungefähr den Zweck hat, wie auf menschlichen Tafeln die kleinen pikanten, zum Appetit anregenden Sachen. In der zweiten Etage dann gekochter Reis und als kräftige Unterlage für den Magen Schabefleisch in der ersten Etage. Im Parterre hat man nur die Duftspender des gewürzreichen exotischen Parfüms zu suchen.

Außerdem bekommt die Ameisennase noch ein Frühstück: Mon-

daminsuppe und Eier. Ich wünsche es mir nicht besser! Im Sanatorium kann man nicht besser und gesünder leben! Nur auf die Ameisenener würde ich, glaube ich wenigstens, vorläufig verzichten. Sie sollen allerdings eine außerordentliche lebenspendende Kraft besitzen, wie alles, was mit Ameisensäure verwandt ist.

Wenn ich sehe, wie dieser fast einen halben Meter lange, dicke Wurm, der wohl die Zunge des aparten Amerikaners ist, blitzschnell sich unter die Ameisenener wühlt, sie gierig in sich einschleckt, im Nu wieder da ist, unerfättlich scheint, so lange noch etwas Ameisenartiges da ist, sage ich mir doch halb und halb, daß ich die Delikatessen der Erde bis jetzt wahrscheinlich nur halb und halb kenne.

Diese merkwürdige Wurmzunge, die so sehr an die des Chamäleons erinnert, ist im Grunde nur ein langgezogener Leimtopf, eine unendlich schmieglame und unendlich schmierige Leimrute, an der alles in dem aus diesem Fanginstrument herausquellenden leimigen Schleim rettungslos hängen bleibt, was auch nur mit einem Ameisensch nach dahinein gerät. Freilich müssen die Ameisen vor ihrem desperaten Untertauchen in dem schmalen Schlund dieses Molochs ihn doch noch zwicken und nicht zu angenehm. Denn solche Ameisenstaaten, in denen die Bürger wohlausgebildete große Fregzangen als Kennzeichen vor sich hertragen oder wohlausgebildete Stindrüsen an geheimer Körperstelle verbergen und bei jedem Alarmzeichen gleich in lebhafteste Tätigkeit setzen, vermeiden der Vär. Es gibt also offenbar Ameisen, die ihm in der Parfümbranche überlegen sind — und dabei ist dies eine ganz kleine, allerliebste kleine Sorte, so etwa von der Größe der Flöhe.

Es steht da quer ins chambre garnie des Peripatetikers eine rote niedrige Holzleiste hinein — wahrscheinlich das Sofa für die Besucher. Ich verzichte aber, mich darauf zu setzen. Ich habe mich vorher so hintenherum beim Wärter erkundigt, wie der Vär bei Baune ist. „Ja, wir haben ihn schon 13 Jahre in Logis — aber ich habe ihn noch nie bei guter Laune gesehen. Ich brauche nur meine Stiebelspitze zu ihm rein zu setzen, so fährt er mit seinen ja gerade nicht kleinen Krallen auf mich zu. Na, ich möchte mich nachher nicht sehen, wenn ich ihm auch nur so was wie meinen kleinen Finger ließe. — Was? Was sagen Sie? Auf einer amerikanischen Farm, da ließ sich einer streicheln? — hatte gern mit Menschen zu tun! — war spielfreudig! — Nun so was! — Wenn ich nicht immer so was wie eine halbe Kloppeitische hinter mir halte, darf ich ihm nicht mal bitten, aus einem Zimmer ins andre run zu gehn — was ich doch muß, wenn ich ihm die Stube rein machen will.“

„Ja, auch ein Charakter!“  
„Aber früher hatte ich eine Tamandua, was auch so ein Ameisenbär ist — so einer mit einem Greifschwanz, so ein scheußiger Gefelle — der war ja freundlicher, der wußte doch, was'n Mensch ist, und was kein Mensch ist. Aber einmal — ha! — da hat er mich doch so etwas lieb gehabt. Sehen Sie, da auf der Hand die Narben. Er hatte auch so kleine Nägelschen vorn an den Pfoten wie dieser da. Ich wollte ihn baden — er sah fürchtbar dreckig aus — er war tuberkulös und vernachlässigt sich ganz. Da mochte er wohl das Bad nicht und da hatte ich's sicken. Ich hab's rasch ausgewaschen — Arnika, Seife, Jodol, alles mögliche — und nachher war's doch noch 'ne Geschwulst wie'n Kindskopf!“

Dieser Misanthrop da braucht nicht ins Bad gesteckt zu werden. An warmen Tagen, wenn er die ganze Zeit sich in seinem „Parl“ aufhält, klettert er auch ab und zu in seine Badewanne. Erst wadelt er mit seinem giftigen Trottelgang — er läuft auf den Vorderfüßen auf den eingezogenen riesigen Krallen — ein Duzendmal um die Badeanstalt herum, wittert mit dieser vorauslaufenden Nase über die grünliche Feuchte hin, setzt er die Vorderpfoten mit den Krallen krachend auf den Blechrand und überlegt. Dann plötzlich ein Plantschen, Brausen, Schäumen, Strömen, Brusten, Spritzen, Schnaufen — und ein schreckliches, ganz unkenntliches, nie gesehenes Etwas, das triefend und blut wie eine ausgewählte Puppe aus der brodelnden Badewanne emporstäubt, springt unbeholfen und tapfzig hervor. Das soll ein Ameisenbär sein? Dieser triefende Lappen, diese nasse Zottel, dies verschlumpfte magere Fell, das eben aus einer Gerbergrube geholt sein muß?

Wo er Gelegenheit hat zu schwimmen, macht er das Bad lieber in einer kleinen Schwimmtonn ab. Seine gewaltigen Vorderpfoten, das kann man mit blinden Augen sehen, müssen prachtvolle Ruder sein. Diese im Aufgraben von Termitenhäusern und im Zersplittern von morschen Baumstämmen (beim Suchen nach Wärmern) zweifellos sehr brauchbaren Werkzeuge müssen für einen Menschen, der da hineingerät, wirklich wenig angenehm sein. Mit seinen Zähnen, die er nicht hat, kann er ja nicht um sich beißen, und mit seinem winzigen Maul, durch das bloß dieser Wurm von Zunge eben aus und ein kann, vermag er ungefährt so viel zu beißen wie eine Ameise. Aber diese Pranken! — diese Krallen!

Ein fürwärtiger Verwalter einer amerikanischen Farm, der einem ihm ohne jede böse Absicht entgegengetrottelnden Ameisenbär das blickende Hirn mit seinem Wischmesser aus purem Uebermut, aus reiner Mordlust einpfeffern wollte, wurde fast zu einem Hasenpfeffer von den verteuflerten Pranken der blitzig gewordenen Bestie zugerichtet — and dann, als nach mehreren Stunden gegenfeitigen blutigen Ringens endlich Hilfe für den Uebermütigen kam, konnte er dann noch mehrere Monate lang im Kranken-

hause zu Paramaribo Betrachtungen darüber anstellen, welche Höflichkeit so einer Ameisenbär gegenüber doch wohl etwa angebracht sei. Auch der Konkurrent im Ameisenvertilgen, die Tamandua, die weiße Beine und weißen Kopf hat, aber bis an die Augen öfter in einem Tintensatz stecken muß, — dieser Schede kann aus seiner gewöhnlichen Schwerefälligkeit zu einer für den Angreifer ganz unverhofften Behendigkeit und „Schlagfertigkeit“ übergehen, wenn es mal unbedingt nötig ist. So erzählt Hensel: „Vor einem Feinde sucht sich dieser Ameisenbär stets zurückzuziehen, wenn auch ohne besondere Eile. Wird er von einem Menschen oder Hunde eingeholt, so richtet er sich auf seinen Hinterbeinen auf, wie ein Vär tut, und erwartet murrend den Gegner. Allein er umarmt ihn niemals. Mit jenen Krallen nun ergreift er blitzschnell den Gegner. Ich habe gesehen, wie eine noch nicht einmal erwachsene Tamandua zwei große Hunde wehrlos machte, indem sie den einen an der Nase, den anderen an der Oberlippe gepackt hatte und sie so, zwischen beiden aufrecht stehend (ein prachtvolles Bild!) mit ausgebreiteten Armen von sich abhielt. Und wie gut die Tamandua zupackt? Der Jäger muß ihr die Handgelenke durchschneiden, damit die verbissenen Krallen nachlassen! Die murrende Tamandua hat viel von den bössartigen Brasilianern zu leiden. Merkwürdig: ein Brasilianer kann nicht, wenn er einer Tamandua ansichtig wird, vorbei reiten, er muß vom Gaul — und wenn es nur gilt, die Wucht und Schärfe seines Messers an dem schmalen Schädel des unglücklichen Vären zu erproben. Nur daß ab und zu der auch die Wucht und Schärfe seiner Krallen erprobt. Durchweg ist so ein wackliger Trottel von Ameisenbär in der Bildnis wirklich wenig wild — nur eben, wenn er angegriffen wird, spielt er den wilden Mann. Sonst ist er friedlich und zufrieden.“

Den Eindruck macht er mir auch, als ich noch mit dem Wärter plaudere, und er nun vor der Zentrabeizung sich plötzlich zur Erde kugelt, die riesige Pleureuse in die Luft schweben läßt und dann wie ein Oberbett fachte über sich legt. Die groteske Nase fährt, als solle es einen Winterschlaf geben, tief, tief zwischen die Vorderfüße. Ich rufe ihm leise „Gut Nacht!“ zu — die Nase muschelt sich noch tiefer ein.

Aber plötzlich fährt die rechte Pranke nach hinten in den Raden und wühlt da ganz energisch. Bei Gott — hat er so was? — solche Berliner Kubestöber? Der Wärter zuckt maßlos mit der Schulter. „Es wird nur 'n ausgekrochene Ameisen sein,“ sage ich und wünsche der halb schnarrenden Nase endgültig „Gut Nacht!“

### Kleines Feuilleton.

Der kleine Philosoph. Klein-Geo weint. Geo, der Unerkältliche, mit der unverwundlichen guten Laune, ist tief getränkt. Natürlich, da ist schon wieder mal Alex dabei, der Philosoph, der Spielverderber! ... Es soll nun auf einmal keinen Osterhasen geben! Der Hase, der die vielen bunten, großen und die lustigen schokoladenschwarzen Eier bringt, die Marzipanfäden und Gastein und alles andere gute süße Zeug ... den soll es nun nicht mehr geben! Geo stampft mit den dicken kurzen Beinen, die Tränen laufen ihm wie Wächlein über die runden Wangen zu den Mundwinkeln herunter:

„Mutti?! ...“

„Aber gewiß doch, gewiß gibt es einen Osterhasen! Wer würde sonst die Ostereier und all die süßen Sachen bringen?“

Geo triumphiert. Er wendet das halb noch weinende, halb schon heitere Gesicht dem bösen Regler zu: „Also!“

Alex steht da und lächelt mit der überlegenen Miene eines Wissenden. In seinen schwarzen Augen schimmern unruhige Flämmchen und die Mundwinkel zuden leise. Er nähert sich der Mutter und sich auf den Zehen hochhebend flüstert er ihr ins Ohr: „Mutti, nicht wahr, das hast Du doch nur gesagt, weil Geo weint hat?“

Dann wendet er sich herablassend-wohlwollend dem kleinen Dummkopf zu, dem man etwas vorschwatzen muß, damit er nicht weint.

Klein-Geo hat nun seine gute Laune wieder gewonnen und dem Bruder die ihm zugefügte Kränkung längst vergeben. Das unterbrochene Spiel wird fröhlich wieder aufgenommen. In einen Karren werden alle möglichen Sachen aufgeladen und Klein-Geo, der Osterhase, schleppt sie fort, um sie an die braven Kinder zu verteilen. Alle Spielsachen sind bereits in die entlegenste Ecke gewandert, wo sie in einem schönen Haufen aufgekapselt liegen. Aber der Karren muß immer von neuem aufgeladen werden. Jetzt kommen Bilderbücher, Glaslugeln und bunte Kieselsteine, die man im Sommer gesammelt hatte, an die Reihe. Ge, ... das sind schöne Marzipansachen und Zucker! — Der Hase hopft auf einem Bein und rennt fort ... holla ... ho!

Blötzlich verläßt Alex das Spiel und geht ins andere Zimmer. Er bleibt neben der Mutter stehen, um seinen Mundwinkel zuckt es und die träumerischen schwarzen Augen schimmern feucht.

Er lehnt das braune Köpfchen gegen die Wange der Mutter und flüstert mit tränenzitternder Stimme:

„Mutti ... aber mir ... bringt doch der Osterhase auch was mit? ...“